



PETRA AICHER

FRÄULEIN
ANNA,
GERICHTSMEDIZIN

DIE SCHWABINGER MORDE

ROMAN



ulstein

PETRA AICHER

FRÄULEIN
ANNA,
GERICHTSMEDIZIN

Die Schwabinger Morde

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Lauren Rautenbach / Arcangel;

© Stapleton / Bridgeman Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06401-7

1.



Anna verbiss sich die Tränen.

Sie arbeitete inzwischen seit fast auf den Tag genau zwei Jahren als Assistentin in der Münchner Gerichtsmedizin und hatte viel Hässliches gesehen. Es kam nur noch selten vor, dass der Anblick einer Leiche auf dem Obduktionstisch sie so rührte, dass sie Mühe hatte, die Fassung zu bewahren. Doch dem gelb verschmierten kleinen Körper, kaum länger als Annas Unterarm, der heute auf der Marmorplatte im großen Saal der Königlichen Anatomie lag, gelang es.

Selbst Lobinger, das Faktotum der Gerichtsmedizin, der sich sonst nach Möglichkeit drückte, wenn es darum ging, einer Leiche zu nahe zu kommen, lungerte an der Tür herum und lugte scheu Richtung Obduktionstisch. Doktor Schmidt und Doktor Gernhuber, denen Anna bei der Obduktion assistierte, wirkten kaum weniger bedrückt. In Doktor Gernhubers Gesicht zeichneten sich zwischen den grauen Bartstopeln tiefe Linien ab. Die Meldung der Polizei, man habe einen leblosen Säugling in einem Hinterhof am Rand Schwabings gefunden, hatte ihn aus dem Bett geholt. So hatte er die kleine Leiche am Fundort ein erstes Mal untersuchen können.

»Nicht wirklich das, was man sich am frühen Morgen wünscht«, kommentierte er bitter. »Dass es immer die Unschuldigen treffen muss!«

»Ich verstehe nicht, wie eine Mutter das tun kann«, sagte Anna. Sie starrte auf den winzigen Leichnam, das verschrumpelte Gesichtchen, die verkrustete Haut, die sicher nie gewaschen, gewärmt, von einer liebenden Hand gestreichelt worden waren. Anna, als älteste Tochter einer kinderreichen Familie, hatte für ihre Geschwister mehrere Jahre lang die Mutter ersetzt. Die Vorstellung, eine Frau, egal wie verzweifelt, könnte ihr eigenes Kind heimlich in einem Hinterhof zur Welt bringen, nur um es sofort zu töten, ging über ihre Vorstellung.

»Vielleicht hat sie gar nichts getan.« Doktor Gernhuber versuchte trotz allem ein Lächeln.

»Aber die Abdrücke!« Anna deutete auf die blauen Linien am Hals des toten Säuglings. »Das sind doch Würgemale!« Nun half es nichts mehr, ihr entwischte eine Träne. Wütend wischte sie sie weg.

Doktor Gernhuber legte ihr kurz die Hand auf die Schulter. »Da haben Sie vollkommen recht, Fräulein Zech. Eindeutige Strangulationsmerkmale. Aber wenn Sie genauer hinschauen: Die Male stammen nicht von einer Hand, man kann keine Druckspuren einzelner Finger unterscheiden. Ich konnte mir heute Morgen im Hof schon ein Bild davon machen und denke, Doktor Schmidt wird mir recht geben – so gern er mir sonst widerspricht. Nicht wahr, Herr Kollege, die Abdrücke könnten ebenso gut von der Nabelschnur stammen?«

»Sie meinen, der Säugling ist bei der Geburt erstickt?« Anna

wusste nicht, ob der Gedanke sie erleichtern sollte. Vielleicht ein wenig. Zumindest war die Mutter dann nicht zur Mörderin geworden.

»Die Nabelschnur hatte sich möglicherweise um den Hals gewickelt. Ein solches Risiko besteht immer, hat aber meist keine schlimmen Folgen. Nur bei einer heimlichen Geburt, bei der weder Arzt noch Hebamme dabei war, liegt der Fall anders. Die Mutter hätte in diesem Fall Glück gehabt, dass sie selbst bei einer solchen Komplikation nicht in Gefahr geriet.«

»Meines Erachtens liegt die wirkliche Tragik solcher Fälle ohnehin in der Lage der Mutter«, warf Doktor Schmidt ein. »Selbst bei einer Kindsmörderin. Bei der bloßen Vorstellung, wie das Mädchen sich in diesen Hinterhof stahl und ganz allein ihr Kind zur Welt brachte ... Wie soll man da kein Mitleid haben? Wahrscheinlich wieder ein armes Dienstmädchen, das seine Schwangerschaft verheimlicht hatte, um seine Stelle nicht zu verlieren. Oder womöglich die noch unverheiratete junge Herrin des Hauses, die nicht wagte, der Familie ihren Zustand zu gestehen.«

»Oder eine angehende Künstlerin aus Schwabing? Mit denen kennen Sie sich allerdings besser aus als ich, Herr Kollege.« Doktor Gernhuber neckte seinen Kollegen gern mit dessen häufigen Abstechern ins Münchner Nachtleben, doch heute, angesichts des kleinen Leichnams auf dem Obduktionstisch, wirkte der Versuch recht bemüht. »So ein plärrender Säugling, dem regelmäßig die Windeln gewechselt werden müssen, dürfte ziemlich stören, wenn die Mutter darauf wartet, von der Muse geküsst zu werden. Vergessen Sie nicht, dass man den Säugling in der Biedersteiner Straße gefunden

hat. Das ist nicht allzu weit weg von den Heimstätten unserer Boheme.«

»Dass Sie den Schwabinger Malerinnen gern alle möglichen Schandtaten unterstellen, Herr Kollege, das ist mir nichts Neues. Ich darf aber darauf hinweisen, dass es an der Straße hinaus nach Biederstein genug Wohnungen braver, gesitteter Bürger gibt, deren Dienstmädchen und Töchter sicher weit verzweifelter wären, sich in anderen Umständen zu befinden, als eine Dame aus der Schwabinger Boheme.«

»Da haben Sie wohl recht.« Doktor Gernhuber seufzte, dann rückte er seine Brille zurecht und trat an den Obduktionstisch. »Kommen Sie, Fräulein Anna. Machen wir uns ans Werk. Es hilft nichts, es aufzuschieben. Dr. Schmidt übernimmt heute das Protokoll.«

Die Untersuchung dauerte kaum eine Stunde, da Doktor Gernhuber die ersten Eindrücke bereits am Tatort aufgenommen hatte. Das Kind war, nach Doktor Gernhubers Einschätzung, noch keine vierundzwanzig Stunden tot, vermutlich noch keine zwölf, und, wie er noch einmal festhielt, mit hoher Wahrscheinlichkeit bei der Geburt erstickt. Die Mutter, wer auch immer sie war, konnte also zumindest vom Verdacht des unmittelbaren Kindsmords freigesprochen werden, falls die Untersuchung der Gewebeproben im Labor nicht noch etwas Überraschendes zutage förderte.

Allerdings zeigte die Beschaffenheit der Lunge auch, dass der Säugling deutlich zu früh zur Welt gekommen war. Möglicherweise hatte die Mutter sich geschnürt, um ihren Zustand zu verbergen, oder auf andere Art zu der Frühgeburt beigetragen.

»Seltsam, dass niemand sie gehört hat«, sagte Anna. »In dem Hof, in dem sie das Kind zur Welt brachte, meine ich.«

»Heute Morgen fiel mir auf, dass das Hinterhaus umgebaut wird, momentan scheint es völlig leer zu stehen. Vielleicht wusste die Mutter das und ging deshalb dorthin.« Doktor Gernhuber winkte Anna, die Gefäße mit den entnommenen Gewebeproben hinüber ins Labor zu tragen. »Hoffen wir, dass sich für die Polizei kein dringender Grund mehr ergibt, in dieser Angelegenheit weiter tätig zu werden.«

»Sie wird der Sache in jedem Fall nachgehen«, sagte Doktor Schmidt. »Auch die Aussetzung eines Kinds ist schließlich strafbar. Die Zahl der Kindstötungen steigt in letzter Zeit leider an. Weil die Männer im Krieg sind, wissen viele Frauen anscheinend kaum noch, wie sie die Kinder ernähren sollen, die sie haben. Geschweige denn, wie sie ein weiteres Mäulchen stopfen könnten, das sie noch dazu daran hindert, eine Stelle anzunehmen. Das wird in den nächsten Monaten sicher noch schlimmer werden.« Er lächelte bitter. »Einmal ganz abgesehen davon, dass sicher viele Verlobte in der Nacht, bevor sie sich den Tornister auf den Rücken schnallten, von ihren Mädchen zärtlichen Abschied genommen haben. Mit manchen unerwünschten Folgen.«

Ja, der Krieg. Erst ein paar Wochen alt, und doch kam es Anna so vor, als werde das Entsetzliche bereits zur Routine. Die Zeitungen fanden jeden Tag eine neue Schlagzeile, um den »deutschen Heldenmut« und die »Verteidiger des Vaterlands« zu preisen, und es gab sogar Fotografen, die zum Heer reisten und Bilder der Schlachtfelder für die nächste Titelseite anfertigten. In den Kaffeehäusern diskutierte man

diese Bilder bereits mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man sich bisher über das neueste Theaterstück oder anstehende Wahlen unterhalten hatte.

War es wirklich erst acht Wochen her, dass Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich in Sarajevo erschossen worden war? Erst vier Wochen, seitdem Österreich Serbien den Krieg erklärt und sich danach ein Land nach dem anderen in den blutigen Tumult gestürzt hatte? Alles war so rasch und selbstverständlich vor sich gegangen, eine Kriegserklärung folgte der nächsten, dass Anna an Dominosteine denken musste, die nebeneinanderstehend angestoßen wurden.

Nun schossen irgendwo in Belgien Deutsche und Franzosen aufeinander, und Anna – Anna würde in München weiter ihrer Arbeit bei der Gerichtsmedizin nachgehen und sicherstellen, dass niemand eine Fehlgeburt für eine Kindstötung hielt und deswegen der Mutter den Prozess machte. Die blutigen Schlachtfelder waren schrecklich, aber weit weg.

Nicht alle sahen das so.

»Haben Sie eigentlich immer noch diese Schnapsidee im Kopf?«, grollte Doktor Gernhuber, nachdem er ein Weilchen herumgedruckt hatte. »Dass Sie sich freiwillig melden wollen, meine ich?«

Doktor Schmidt schrieb langsam den Satz zu Ende, ehe er aufschaute. »Ich hatte es Ihnen angekündigt, Herr Kollege. Man hat mich derzeit noch zurückgestellt, da ich hier am Institut unabdingbar bin und man auf die Schnelle keinen Ersatz ernennen kann. Doch sobald mein Nachfolger feststeht ...«

»Sie sind ein vermaledeiter Dummkopf!« So heftig kannte Anna Doktor Gernhuber gar nicht, sie schrak fast zusammen.

»Und rücksichtslos dazu! Mich, Fräulein Anna und den Lohbinger hier sitzen zu lassen, nur um sich sinnlos totschießen zu lassen!«

»Sie wissen sehr gut, wie ich zu diesem Krieg stehe.« Doktor Schmidt ließ sich nicht provozieren. »Oder zu jedem anderen Krieg. Ich bin Arzt, aus humanitärer Sicht ist jeder Krieg eine Katastrophe. Aber wenn mein Vaterland mich braucht, oder richtiger: Wenn die verwundeten Soldaten mich brauchen, dann rücke ich ein. Ich bin jung und gesund, anders als Sie, ich müsste mich schämen, mich nicht zu melden. Es kann nie genug Ärzte an der Front geben.«

»So. Na dann werden Sie ja sehen, ob Sie sich dort auch so einen faulen Lenz machen können wie hier bei uns in der Gerichtsmedizin. Keine durchfeierten Nächte mehr beim Alten Wirt oder im Café Stefanie, da werden Sie schon sehen, wie lange Sie das aushalten!« Doktor Gernhuber sah aus, als wollte er noch mehr sagen, doch schluckte er es hinunter und wies Anna heftig Richtung Tür. »Kommen Sie, Fräulein Zech, lassen wir diesen untreuen Menschen allein und kümmern wir uns um unsere Arbeit. Irgendjemand hier muss sie ja tun!«

Zurück in seinem Büro, war er gegen seine sonstige Gewohnheit sehr schweigsam und ging nachdenklich auf und ab. Veränderungen im täglichen Arbeitsablauf schätzte Doktor Gernhuber ohnehin nicht, wusste Anna, doch hinter seinem Grimm versteckte sich echte Sorge. Dass sein jüngerer Kollege sein Leben aufs Spiel setzen wollte, ging ihm merklich nahe.

Um ihn abzulenken, erkundigte sie sich, ob die Polizei

tatsächlich zurzeit verstärkt Kindstötungen untersuche. Ihre Frage riss Doktor Gernhuber aus seinem Grübeln.

»Es scheint so, ja. Es scheint auch mehr Kindesaussetzungen und Selbstmorde werdender Mütter zu geben. Erinnern Sie sich an die Leiche der schwangeren Küchenhilfe, die wir letzte Woche untersucht haben? Doktor Schmidt, dieser Nichtsnutz, hat nicht unrecht: Die Männer, die Ernährer der Familien, sind im Krieg, die Zurückgebliebenen verarmen. Das wird noch zu mancher Tragödie führen. Es sind keine schönen Zeiten, Fräulein Anna. Hoffen wir, dass unsere Truppen zumindest rasch siegen, damit dieser Wahnsinn ein schnelles Ende findet, sobald alle Hitzköpfe ihr Mütchen gekühlt haben. Und bevor manche Leute ihre idiotischen Ideen umsetzen können!«

»Apropos, Herr Doktor«, sagte Anna rasch, bevor Doktor Gernhuber wieder mit seinem Rasonieren beginnen konnte, »wir müssen das Gutachten zu der Selbstmörderin noch abschließen. Sie hatten mir dazu noch einige Sätze diktieren wollen.«

»Richtig. Das hätte ich beinahe vergessen. Nur gut, dass wir Sie haben, Fräulein Anna. Und nur gut, dass wenigstens Sie nicht an die Front gehen werden, so wie gewisse andere Leute.«

Anna verbrachte den Nachmittag damit, die letzte Fassung des schriftlichen Gutachtens, das Doktor Gernhuber am nächsten Tag abzuliefern hatte, auf der Schreibmaschine abzutippen und für den Amtsrichter ordentlich zusammenzustellen. Da Doktor Gernhuber noch im Labor beschäftigt

war und erklärte, Annas Hilfe nicht mehr zu benötigen, konnte sie ihren Arbeitstag eine halbe Stunde früher beenden und auf dem Heimweg in Ruhe einiges fürs Abendessen einkaufen.

Schwer beladen kam sie in der Landwehrstraße an. Ihre Wohnung lag im zweiten Stock eines herrschaftlichen Hauses, in dem Anna sich unter normalen Umständen nicht einmal einen Schlafplatz auf den Stufen hätte leisten können. Der Hausdiener, der zufällig im Treppenhaus stand, öffnete ihr zuvorkommend die Tür und bot ihr an, ihre Einkäufe nach oben zu tragen. Sie lehnte ab; der neugierige Kerl spionierte ohnehin zu viel hinter ihr her. Zumindest musste er wissen, dass Anna nicht die Mittel hatte, ihm für solche Dienste ein Trinkgeld zu geben.

Aber vielleicht rechnete er mit einer Gabe von anderer Seite.

Zum Beispiel von jenem Herrn Mitte dreißig, der bereits neben Annas kleiner Schwester Franziska im Wohnzimmer saß. Auf dem Kaffeetisch standen eine Karaffe und zwei Gläser mit Limonade – sicher keine billige, wenn Friedrich von Weynand sie mitgebracht hatte. Die vierzehnjährige Franziska hatte sich mit ihren Schulsachen auf dem Sofa niedergelassen, war aber merklich mehr damit beschäftigt, den Gast zu unterhalten, als sich um ihre Hausaufgaben zu kümmern. Herr von Weynand seinerseits hatte seine Melone auf den Tisch neben Franziskas Schreibhefte geworfen und es sich in seinem üblichen Sessel so bequem gemacht, als sei er hier zu Hause. Als Nächstes würde er wohl unter dem Tisch die Schuhe ausziehen, dachte Anna.

»Herr Nachtwey«, spöttelte sie, während sie die Tür zum Flur mit der Ferse hinter sich zudrückte, »ich mache Sie zum wiederholten Mal darauf aufmerksam, dass mein Onkel immer noch findet, Sie seien kein guter Umgang für seine Nichten.«

Weynand sprang in die Höhe und verneigte sich grinsend. »Ich darf korrigieren, wertcs Fräulein Anna: Herr Wachtmeister Kraus hält den unappetitlichen Klatschreporter *Fritz Nachtwey* für einen schlechten Umgang. Doch wie Sie meiner heutigen Garderobe zweifellos entnehmen können«, er deutete nacheinander auf Melone, dreiteiligen Anzug und blank polierte Schuhe, »bin ich hier in meiner Eigenschaft als Freiherr Friedrich von Weynand, Vertreter alten bayerischen Adels und Schwiegersohn eines schwerreichen Münchner Unternehmers.«

»Als ob Sie das jetzt vertrauenswürdiger macht«, stichelte Franziska prompt.

Weynand legte lachend die Hand auf die Brust. »Überrumpelt und in die Zange genommen von weiblicher Übermacht. Begreifen die Damen, weswegen ich völlig untauglich wäre fürs Militär? Fräulein Anna, darf ich Ihnen Ihre Einkäufe abnehmen?«

»Ich danke Ihnen, aber jetzt habe ich die Taschen bis hierher getragen, da werde ich sie auch noch über die Türschwelle schaffen können.«

Annas Bekanntschaft mit diesem wohlhabenden adligen Herrn, der aus bloßer Langeweile ein Doppelleben führte und unter dem Namen Fritz Nachtwey als Klatschreporter spitzzüngige Artikel für eine Zeitung verfasste, die ihm selbst

gehörte, hatte vor etwa zwei Jahren begonnen – an ihrem allerersten Arbeitstag beim gerichtsmedizinischen Institut und unter unangenehmen Umständen. Weynand hatte Anna ausgehört und das, was sie ihm über ihre erste Leichenschau erzählte, schamlos benutzt, um reißerische Zeitungsberichte zu verfassen. Es hatte eine Weile gedauert, bis Anna sein Doppelspiel durchschaute, und noch länger, bis sie seine Reue annahm und ihm wieder vertraute.

Inzwischen hatten die beiden sich zusammengerauft, auch wenn Anna nicht hätte sagen können, wie sie den Grad ihrer Bekanntschaft eigentlich nennen sollte. Herr von Weynand flirtete, zumindest solange Franzi nicht dabei war, immer noch eifrig mit Anna, obwohl er längst wusste, dass sie sich nie mit ihm einlassen würde. Denn Weynand war verheiratet, wenn auch unglücklich. Annas Weigerung schien ihm nichts auszumachen. Er liebte es, Anna zu Ausflügen, ins Theater und in Museen einzuladen oder sie in Restaurants auszuführen. Auch dass sie heute gemeinsam mit ihrer Schwester Franziska in dieser vornehmen Wohnung lebte und dass es Franziska möglich war, ein Mädchenpensionat in Schwabing zu besuchen, hing unmittelbar mit Herrn von Weynand zusammen.

Anna hatte schon lange beschlossen, nicht mehr zu genau darüber nachzudenken. Herr von Weynand war mit Sicherheit ein schwer zu durchschauender Geselle, da hatte Onkel Ludwig vollkommen recht, mit manchmal schrecklich freizügigen Ansichten, dem ein anständiger Mensch nicht über den Weg trauen konnte. Aber er hatte sowohl Anna und Franziska aufrichtig gern, hatte viel für sie getan und ver-

brachte seine Zeit gern mit ihnen. Seine Freundschaft hatte er in der Vergangenheit unter Beweis gestellt, mehr wollte Anna nicht wissen, auch wenn Onkel Ludwig damit nicht glücklich war.

Herr von Weynand und Franziska, ihre Limonadengläser in den Händen, folgten Anna inzwischen in die Küche, um ihr fröhlich dabei zuzusehen, wie sie Brot, Mehl und Kartoffeln in den Vorratsschrank räumte.

»Was macht die hehre berufliche Pflicht?«, erkundigte Weynand sich prompt. »Welche schaurigen Morde haben Sie heute aufgeklärt?«

»Keine. Zum Glück. Damit muss ich Ihnen und Ihrem zweiten Ich Herrn Nachtwey auch nichts verheimlichen. Schließlich weiß ich, dass Sie alles, was ich Ihnen erzähle, hemmungslos in Ihrem Blatt veröffentlichen und breittreten werden.«

»Und weil Sie das wissen, erzählen Sie mir nur Dinge, von denen Sie *wollen*, dass ich Sie in der Zeitung breittrete«, ergänzte er trocken. »Aber wie ich schon sagte, den Herrn Nachtwey habe ich heute zu Hause gelassen. Also erzählen Sie ruhig. Ich sehe Ihnen doch an, dass Sie etwas belastet.«

Seine Aufmerksamkeit und sein Einfühlungsvermögen gehörten zu den Dingen, die Herrn von Weynand zu einem guten Freund machten. Sie hätten ihn wahrscheinlich auch zu einem guten seriösen Reporter gemacht, dachte Anna oft, würde er sich nur die geringste Mühe geben.

»Ein Säuglingsfund«, sagte sie knapp und schaute zu, wie sich seine Miene verdüsterte. Auch Herr von Weynand hatte Kinder, die er selten genug sah, weil die Mutter sie offenbar

allein mit Beschlag belegte. Doch über seine Ehe sprach Weynand sehr ungern.

Jetzt drehte er sich zu Franziska um. »Franzi, hattest du nicht noch Schulaufgaben zu erledigen?«

Das Mädchen gluckste spöttisch. »Sie können auch einfach sagen, wenn Sie mit meiner Schwester allein reden wollen, Herr von Weynand. Ich bin kein kleines Kind mehr. Außerdem hatten Sie gesagt, Sie helfen mir mit Englisch und Französisch.« Da Franziska bis vor einem Jahr nur die Volksschule im kleinen Aschheim besucht hatte, musste sie immer noch sehr viel nachholen. Fremdsprachen gehörten dazu.

»Ich bitte um Verzeihung. Ich vergesse immer, dass du schon im vorgerückten Alter von vierzehn Jahren stehst.« Weynands Zeigefinger wies zum Wohnzimmer. »Raus, ich komme gleich nach und höre französische Verbformen ab.« Er wartete, bis Franziska ins Wohnzimmer verschwunden war, ehe er halblaut anmerkte: »Ich nehme an, es war schlimm?«

»Nicht schön«, sagte Anna knapp. »Wenigstens können wir Kindstötung hoffentlich ausschließen. Wohl eine Komplikation bei der Geburt. Aber dennoch. Eine Frühgeburt, allein im Hof eines leer stehenden Hauses – wäre die Mutter nicht so verzweifelt gewesen, hätte das Kind womöglich leben können.« Sie seufzte. »Oder auch nicht. Es war wirklich noch sehr klein. Ärmchen nicht viel dicker als meine Finger ...«

»Kann ich etwas tun?«

Anna lächelte müde. »Können Sie mit Ihrer Zeitung dafür sorgen, dass kein Dienstmädchen die Entlassung befürchten muss, wenn es schwanger wird?«

»Wie bitte? Anna, wo denken Sie hin! Dies ist München,

eine durch und durch ordentliche, katholische Stadt! Nur weil wir aus der besseren Gesellschaft unseren Dienstboten das Heiraten untersagen und ihnen einen Hungerlohn zahlen, bei dem manche Spülhilfe sich überlegt, am nächsten Hauseck auf Freier zu warten, um sich etwas dazuzuverdienen, heißt das doch nicht, dass diese Dienstboten sich außerehelichen unsittlichen Gelüsten hingeben dürfen!« Weynands Ton war ätzend. »Und nun gar davon schwanger zu werden! Wie egoistisch von diesen jungen Dingen. Denken sie denn gar nicht an den guten Ruf des Hauses, in dem sie dienen? Oder an den des Dienstherrn, der sie womöglich höchstpersönlich geschwängert hat?«

»Jetzt regen Sie sich aber auf.«

»Die Doppelmoral dieser Stadt regt mich immer auf, das sollten Sie allmählich wissen.« Er machte eine spöttische kleine Verbeugung. »Und ja, mit dieser Doppelmoral kenne ich mich bestens aus, weil ich sie schließlich selbst praktiziere. Darauf brauchen Sie mich gar nicht erst hinzuweisen, verehrte Anna. Sie haben übrigens nicht vor, demnächst endlich einmal von Ihren Prinzipien sittlicher Tugend abzuweichen, nein? Zu dumm. Lassen Sie mich dennoch zum wiederholten Mal versichern, dass ich in meiner Eigenschaft als zutiefst frustrierter Ehemann jederzeit bereit wäre, Ihnen dabei behilflich zu sein, falls es doch einmal der Fall sein sollte. Na also, jetzt lächeln Sie immerhin schon wieder.«

»Das war kein Lächeln, das war eine Grimasse«, behauptete Anna, ohne sich das Schmunzeln völlig verbeißen zu können. »Abgesehen davon muss die Mutter ja kein Dienstmädchen gewesen sein. Doktor Gernhuber hielt sogar jemanden aus

den Schwabinger Kreisen für möglich. Der Säugling wurde in der Biedersteiner Straße gefunden.«

»Unwahrscheinlich.« Herr von Weynand schüttelte den Kopf. »Seit unsere Schwabinger Gräfin Fanny zu Reventlow ihren Sprössling zur Welt gebracht hat, gilt ein uneheliches Kind in Künstlerkreisen eher als Aushängeschild und Nachweis dafür, wie sehr man auf die bürgerlichen Konventionen pfeift. Aber weil ich Sie zutiefst verehere, Fräulein Anna, werde ich Ihrem Hinweis trotzdem sofort nachgehen und mich in Schwabing nach der Mutter umhören. – Was? Das ist doch ein großartiges Betätigungsfeld für den windigen Reporter Nachtwey.«

»Wehe, Sie setzen über diese Sache wieder etwas in die Zeitung!«, drohte Anna. »Sie haben mir genug Schwierigkeiten gemacht!«

Herr von Weynand legte die Hand auf die Brust. »Anna! Würde ich je etwas tun, ohne Sie vorher um Erlaubnis zu fragen? Abgesehen davon wäre ich heute Abend ohnehin nach Schwabing gefahren. Die jetzigen Zeiten sind keine guten für Klatschgeschichten. Alle wollen schwülstige Siegesmeldungen aus Belgien lesen – und bevor ich so etwas schreibe, hacke ich mir eher die Hand ab. Aber nachdem ich meine Angestellten bisher davor bewahren konnte, eingezogen zu werden, sollte ich ihnen hin und wieder etwas zu tun geben. Nirgendwo wird so viel getratscht wie unter den Lebenskünstlern der Schwabinger Cafés. Wer weiß, vielleicht ist wirklich jemandem ein schwangeres Mädchen aufgefallen.«

2.



Von der Wohnung der Schwestern Zech in der Landwehrstraße fuhr Weynand zunächst nach Bogenhausen. Bevor er sich als Reporter Nachtwey ins Schwabinger Nachtleben stürzen konnte, musste er sich erst umziehen. Vor allem aber hoffte er vor seinem Aufbruch auf eine ungestörte halbe Stunde mit seinen zwei Söhnen.

Er hatte Glück. Die Villa Senftl empfing ihn mit dem ganzen Prunk neureicher Geschmacklosigkeiten, aber schweigend. Sibylle, mit der Friedrich zumindest dem Namen nach verheiratet war, hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen mit jener leichten Migräne, die sie in letzter Zeit als angemessenen Zeitvertreib für eine adlige Ehefrau betrachtete, und mit eifrigem Blättern im Gothaer Adelskalender sowie in diversen Modezeitschriften. Letztere durften seit Kriegsausbruch nicht mehr aus Paris sein. Sibylle Senftl-von Weynand war auch Patriotin.

Fräulein Brandt, Kindermädchen und heimliche Herrin des Weynand'schen Haushalts, rümpfte bei Friedrichs Eintritt ins Spielzimmer zwar die Nase, fand jedoch trotz kritischer Prüfung keinen Vorwand, ihn vor die Tür zu setzen. Wilhelm

und Emil ließen ihr Spielzeug fallen und rannten ihrem Vater entgegen.

Friedrich ging in die Knie, um sie beide gleichzeitig zu umarmen. Sie klammerten sich an ihn. Er musste an Ertrinkende auf hoher See denken.

»Willi, Mickerl! Was habt ihr den ganzen Tag getrieben, hm?«

Die Kosenamen trugen Friedrich einen weiteren bitterbösen Blick von Fräulein Brandt ein. Aber ohne die Unterstützung ihrer Herrin wagte die Brandt denn doch nicht, Weynand zu tadeln. Zufrieden ließ Friedrich sich auf dem Fußboden nieder, um Emils erste Versuche mit Buntstiften und Willis neue Zinnsoldaten zu bewundern.

Erst als das Mädchen auf dem Tisch am Fenster das Essen für die zwei Kinder und für Fräulein Brandt anrichtete, verabschiedete Friedrich sich. Es gehörte zu Sibylles Macken, dass sie darauf bestand, die Kinder sollten das Essen gemeinsam mit ihrer Gouvernante einnehmen statt zusammen mit dem Rest der Familie. Das gehöre sich nun einmal so, außerdem würden die Söhne, noch zu undiszipliniert und ohne Tischmanieren, mit Sicherheit den Ablauf an der Familientafel durcheinanderbringen.

Man hätte es nur hoffen können, dachte Friedrich. Bei der Erinnerung an manche edlen Dinners, mit und ohne Gäste, die er in seinem eigenen Esszimmer bereits durchlitten hatte, nach Sibylles Aussage stets »ganz zwanglose« Anlässe, bei denen jeder Handgriff der Dienerschaft und jede über den Tellern geäußerte Belanglosigkeit genauestens geplant war, schauderte ihn. Warum konnte nichts für seine Ehefrau spontan und natürlich sein?

Dass Sibylle ihren Ehemann körperlich auf Abstand hielt, dass sie beide einander nicht viel zu sagen hatten, damit hätte Friedrich von Weynand vielleicht umgehen können. Die lächerlichen Angebereien und Eitelkeiten jedoch trieben ihn unweigerlich aus dem Haus.

Sein eigenes Zimmer wirkte fast kahl verglichen mit den übrigen Räumen, es wurde außer zum Schlafen und Umziehen auch selten genug genutzt. Klatschreporter Fritz Nachtwey durfte sich weit legerer kleiden als ein bayerischer Freiherr und verließ die Villa Senftl in Hemd, Weste, buntem Halstuch und leicht schief sitzender Schiebermütze.

Als er in Schwabing ankam, sah es schon wieder nach Regen aus. Gestern Nacht hatte es auch geregnet, erinnerte er sich. Die ledige Mutter, deren toter Säugling Anna Zech heute so aus der Fassung gebracht hatte, hatte die Geburt womöglich zu allem Überflus während eines Wolkenbruchs hinter sich gebracht.

Was auch bedeutete, dass die Polizei vermutlich wenig Spuren gefunden hatte. Aber eine junge Frau, von einer eben überstandenen Geburt gezeichnet, in nassen und sicher verschmutzten Kleidern, musste so jemand nicht sogar im nächtlichen Schwabing auffallen?

Auf den breiten, beleuchteten Boulevards, der Ludwig- und der Leopoldstraße, wäre sie ins Auge gestochen. Freilich gab es in unmittelbarer Nähe auch die schmalen, oft genug schäbigen Häuser der Nachbarstraßen mit ihren in sich gestaffelten Hinterhöfen. In den billigsten Wohnungen schliefen Arbeiterfamilien in einem einzigen Raum oft zu acht in vier Betten. Stammte das unglückliche Mädchen von dort?

Weynand machte sich nichts vor: Die Chancen, diese junge Mutter zu finden, gingen gegen null. Und selbst wenn, was wollte er dann tun? Ein Unrecht hatte sie nicht begangen, da verließ Weynand sich auf Annas Aussage.

War es nicht letztlich gleichgültig? Was er brauchte, war eine gute Geschichte für die nächste Ausgabe des *Münchner Generalanzeigers*. Oder noch eigentlicher, eine Ausrede für einen Ausflug nach Schwabing. Wenn er dabei Anna einen Gefallen tun oder sie wenigstens auf andere Gedanken bringen konnte, dann umso besser.

Ähnlich wie Anna selbst hatte auch er inzwischen aufgehört, sich über die Natur seiner Beziehung zu ihr Gedanken zu machen. Seine aussichtslosen Flirtversuche behielt er bei, weil sie ihnen beiden Spaß zu machen schienen, und er genoss jede Minute, in der er mit ihr zusammen sein und sich zur Abwechslung wie ein normaler Mensch fühlen konnte, nicht wie die wandelnde Verkörperung eines alten Adelstitels, der seine tatsächliche Bedeutung längst verloren hatte.

In diese Gedanken versunken fand er sich eine Stunde später in der Occamstraße wieder, an einem etwas wackligen Tischchen im Café Schalk, ihm gegenüber ein flüchtiger Bekannter, der sich, wie er erzählte, zurzeit mehr schlecht als recht als Musiker durchschlug. Weynand verstand die Anspielung und lud ihn ein. Das Café war, für Schwabinger Verhältnisse, nur mäßig besucht. Überhaupt herrschte heute eine angespannte Stimmung im Viertel, Passanten musterten einander entweder misstrauisch oder eilten blicklos aneinander vorbei. An auffallend vielen Fenstern hatte man trotz der frühen Stunde bereits die Läden geschlossen.